

Georges Hausemer

Der Schüttler
von Isfahan
Karawansereien



Inhalt

- Armenien*: Steinreich, staubig und stumm 11
- Chile*: Che war auch in Chuqui 15
- Burkina Faso*: Mit Vicky in Ouaga 19
- Grenada*: Bei Smoko 23
- Indien*: Was weiß ich schon 26
- Paraguay*: Honig in der Kehle 39
- Iran*: Ein Nachmittag in Qom 43
- Georgien*: Trommeln und Posaunen 46
- Marokko*: Als ich auf das Dach stieg 48
- Vietnam*: Onkel Ho war nie in Can Tho 50
- Schweiz*: Auf der Gemmi 62
- Seychellen*: Die unanständige Riesennuss 71
- Costa Rica*: Eier bei Elías 76
- Usbekistan*: Von wegen Fettschwanz 80
- Estland*: Der betrunkene Apotheker 83
- Russland*: Der perfekte Mord 85
- Mongolei*: Auch Dschingis Khan lebt nicht mehr 89
- Belgien*: Das Futtloch von Moresnet 92
- Namibia*: Einsam in Solitaire 96
- Georgien*: Von Shamiran nach Pennsylvania,
vermutlich 101
- Litauen*: Friedhof der Untoten 115
- Iran*: Mit einer »Ente« um die Welt 119
- Costa Rica*: Wunschtraumland 123

- Türkei*: Die Bürstenfalle 127
- Marokko*: Allals Schweigen 131
- Thailand*: Schlangengott trinkt Ozean 133
- Dominikanische Republik*: Vladimir,
lange vor Putin 138
- Georgien*: Sucht mich in der Acid Bar! 142
- Venezuela*: Russisches Nachtstück 146
- Armenien*: Naira und die Wassermusik 150
- Spanien*: Die Erscheinung über El Jesús 154
- Thailand*: Versuch über das Notizbuch 157
- Niederlande*: Das Schwarze Gold von Cadzand 161
- China*: Eine Maus so groß wie ein Pferd 165
- Mongolei*: Rettet den Boodog! 170
- Iran*: Der Schüttler von Isfahan 175
- Thailand*: The Yellowman 179
- Niger*: »Istanbul« 181
- Türkei*: Vom *Kuaför* in den *Tünel* 184
- Indien*: Im prallen Leben 187
- Senegal*: Irgendwo muss hier das Abenteuer
beginnen 189
- Venezuela*: Unter dem Schlafbaum 193
- Spanien*: Das Hühnerwunder 197
- Kirgistan*: Viehhändler und Brauträuber 201
- Armenien*: Das Auge der Landschaft 205
- Brasilien*: Der Gott und die Häuptlingstochter 208
- Spanien*: Und Jesús pafft wie ein Türke 212
- Italien*: Rilke verpasst, Joyce getroffen 216
- Honduras*: Pock-A-Tock 220
- Iran*: Allah vor, noch ein Tor! 223
- Taiwan*: Geistergeld 227

- Usbekistan*: Sumsumsum 229
- Slowenien*: Balkan Blues 232
- Armenien*: Der Fluss und der See 236
- Chile*: Alles passt da nicht hinein 240
- Syrien*: Der Gott der kleinen Diebe 243
- Spanien*: Der schlafende Guancho 254
- Kirgistan*: Als Hasen auf Bäume sprangen 257
- Tunesien*: Ein Koffer in Tunis 261
- Oman*: LuLu brennt! 264
- Grenada*: Invasion der Kreuzfahrer 268
- Deutschland / Belgien*: Kaffeeschmuggler und
andere Sackträger 272
- Marokko*: Von Bab zu Bab 276
- Venezuela*: Canaima ist keine Insel 278
- Syrien*: Rückkehr nach Damaskus 281
- In hundert Sätzen um den Globus 284

Eier bei Elías

Eine baufällige Brücke über einem ausgetrockneten Fluss, im Straßengraben achtlos weggeworfene Plastiktüten, daneben die vertrockneten Blätter abgestorbener Bananenstauden – eine Ortseinfahrt wie so viele im ländlichen Costa Rica. In diesem Fall ein verschlafenes Kaff am Pazifik, im Norden der Halbinsel Nicoya: Playa Brasilito. Ein ganzes Dorf benannt nach seinem Strand. In der Mitte des Dorfes das übliche Fußballfeld: zwei Tore, die nur aus windschiefen Pfosten und einer durchhängenden Latte bestehen, kein Netz, auch nirgendwo Kreidelinien, kein Anstoß- und kein Elfmeterpunkt, nicht einmal ein schlichtes Geländer, auf das Zuschauer sich stützen könnten, falls irgendwann welche kommen, sofern hier überhaupt jemals ein Spiel stattfindet.

Um den Platz herum ein schmaler Weg aus festgestampfter Erde und Staub. Am Wegrand Buden aus Holz oder Wellblech, selten ein gemauertes Haus. Vom Weg abbiegend: noch schmalere Gassen, da und dort eine Pfütze, ein oberirdisches Abwasserrohr, vertrocknete Hundehaufen, neben denen ein Leguan hockt und reglos in die Sonne starrt, und uralte wirkt, weil seine Haut ganz grau und schuppig ist, und irgendwie gefährlich aussieht, weil seine Augen an ein Krokodil erinnern.

Der Grund, weshalb wir ausgerechnet in Playa Brasilito landen, hat zwei Deckel, einen Rücken und ist 632 Seiten dick. Muss ein toller Ort sein, dachten wir, wenn es dort eine Bar gibt, über die der Lonely Planet schreibt: »Der schmutzig grüne Betonbau am Strand ist kein leerstehendes Haus. In diesem (buchstäblichen) Loch gibt es kein Essen, keine Atmosphäre, keine nette Dekoration – nur billiges Bier und laute Musik.«

Die Indira Bar. Keine Frage, da müssen wir unbedingt hin! Und stellen fest: Das mit dem Bier und dem Krach stimmt. Alles andere ist gelogen. Oder fast. Von weitem sieht der unmittelbar in den Sand gebaute Kasten mit dem abbröckelnden Putz und den glaslosen Fenstern tatsächlich aus wie eine Ruine. Aber das ist normal. Schließlich trotz der Bau dem Tropenklima seit etlichen Jahrzehnten, wie auf der meerseitigen Fassade zu lesen steht: »Since 1963«. Daneben hat jemand mit greller Farbe das Lebensmotto der Ticos, wie sich die Costaricaner selbst nennen, gepinselt: »Pura Vida«. Entsprechend ausgelassen ist die Stimmung im Innern des Lokals. Dafür sorgt Elías, der Betreiber, der aussieht, als hätte er in jüngeren Jahren tatsächlich mit Krokodilen gekämpft, und mit dem wir sofort ins Gespräch kommen. Schon in den 1940er-Jahren, erklärt er, gab es hier ein Etablissement, das bei amüsierfreudigen Gästen aus der Hauptstadt sehr beliebt war. Doña Alicia, die Gründerin, sei erst kürzlich in hohem Alter verstorben. Sie musste sich noch nicht mit betrunkenen und herumpöbelnden Amis abgeben, so Elías, der einen dicken Zigarrenstumpfen



von einem Mundwinkel in den anderen wandern lässt und ein paar zerfledderte Kopien von Zeitungsartikeln über seine Vorgängerin auf der Theke ausbreitet.

Neben Bier bietet der Wirt in seiner Kaschemme auch Postkarten, Sonnencremes, Strandstühle, Strohhüte zum Verkauf an. Und allerlei Nippes aus Plastik und Holzimitation. Sowie Zigarren, die er in einer Ecke seiner Kneipe selbst dreht und eigenhändig in Holzkistchen arrangiert, die er an Touristen verkauft. Diese können, im Gegensatz zu der Behauptung im Lonely Planet, hier sogar essen. Draußen auf der Speisekarte werden aufgezählt: Ceviche, eine lokale Spezialität aus rohem, in Limettensaft mariniertem Fisch, gegrillte Seebrasse und *huevo tortuga*.

Meeresschildkröteneier? Dabei haben wir schon mehrfach gehört, die vier Schildkrötenarten Costa Ricas seien allesamt extrem gefährdet und würden unmittel-

bar vor der Ausrottung stehen. Ob Artenschutz in Playa Brasilito denn kein Thema sei, möchten wir vom Wirt wissen. Und ob es nicht verboten sei, die Eier der bedrohten Tiere zu verkaufen? »Ist illegal, aber erlaubt«, lautet die nicht sofort einleuchtende Antwort des bedächtig vor sich hin paffenden Elías. Ob wir ein paar probieren möchten? Gebraten oder gekocht? Seien besonders Männern sehr zu empfehlen, besser als Viagra.

Genauerer verrät Annegret Tretwer, die aus Hamburg stammende Managerin des Hotels Brasilito, das direkt gegenüber der Indira Bar liegt. »Als ich vor zwanzig Jahren herkam, wurden noch Tausende von Lederschildkröten gezählt, die zwischen Oktober und März ihre Eier an den hiesigen Stränden ablegten.« In der letzten Saison waren es gerade noch siebenundfünfzig. Dabei gilt die nordpazifische Küste von Costa Rica als weltweit wichtigster Eiablageplatz für Lederschildkröten.

Schuld an ihrem Ausbleiben sind allerdings nicht nur Machos wie Elías. Auch die zunehmende Bebauung der Küstenabschnitte trägt zur Gefährdung der *baulas* bei. Seit die industrielle Fischerei sich mehr und mehr in Costa Rica ausbreitet und Japaner, Koreaner und Chinesen sich die entsprechenden Fangrechte gesichert haben, können nicht einmal mehr umfassende Naturschutzmaßnahmen das langsame Aussterben der Wasserschildkröten verhindern. Ausichten, die einem den Genuss weiterer Biere in der Indira Bar nachhaltig vergällen.

Costa Rica, 2012

Als Hasen auf Bäume sprangen

Zwischen Pappeln, Obsthainen und zweistöckigen Wohnhäusern ragt ein Betonklotz in den Himmel. Von fern betrachtet, sieht er aus wie ein Schiff. Am Heck ein stilisierter Adler aus Metall, auf dem Oberdeck Aufbauten wie Antennen und Satellitenschüsseln. Der Koloss hat nicht nur die Form eines Dampfers, er heißt auch so: Aurora, benannt nach dem Panzerkreuzer, aus dessen Bordkanone am 25. Oktober 1917 ein folgenschwerer Platzpatronenschuss abgefeuert wurde. Es war das Signal für den Angriff der Bolschewiken auf den Winterpalast in Sankt Petersburg. So begann die russische Oktoberrevolution. Den Namen des Kriegsschiffs, das im Zweiten Weltkrieg von deutschen Truppen im Hafen von Leningrad versenkt wurde, trägt das Bauwerk seit 1979, als es als Hotel-Sanatorium in Bulan Sogottu eröffnet wurde.

Das kleine Dorf am Nordufer des Issyk Kul-Sees war schon vor Kirgistan's Unabhängigkeit im Jahr 1991 ein Anziehungspunkt für Urlauber.

Allerdings war das Sanatorium bis zum Kollaps des kommunistischen Regimes nur für Mitglieder der Nomenklatura sowie für verdiente Parteikader, linientreue Gewerkschafter und Führungspersönlichkeiten aus Wirtschaft und Industrie reserviert. Vor der gran-

diosen Kulisse der mit ewigem Schnee bedeckten, bis zu knapp siebeneinhalbtausend Meter aufragenden Gipfel des Tienschan-Gebirges kurierten diese Herrschaften ihre Krankheiten und Wehwehchen – im milden Mikroklima aus frischer Bergluft, sauberem Wasser, gesunder Seebrise und dem würzigen Duft der Wacholdersträucher und Wermutbüsche.

Sogar Parteiführer Leonid Breschnew kurte einst in dem anfangs weißen, heute eher in stumpfem Graubraun schimmernden Kasten. Noch immer erzählt man die Geschichte, wonach der ehemalige Staatschef, der ein ebenso leidenschaftlicher Wodkatrinker wie begeisterter Jäger war, nach einer durchzechten Nacht den Wunsch geäußert hatte, auf Hasenpirsch zu gehen.

Tatsächlich habe man ihm eine Flinte in die Hand gedrückt, wissen die Einheimischen zu berichten, aber weil der Genosse noch immer mächtig angetrunken war, stülpte man ein paar Katzen lange Ohren über den Kopf und ließ sie durch den Park des Sanatoriums schleichen. Getroffen, heißt es, habe Leonid Breschnew keine von ihnen. Aber irgendwann sei der Düpierte nüchtern genug gewesen, um sich darüber zu wundern, weshalb die ganzen Mümmelmänner bei seinem Geballer auf Bäume geflüchtet seien.

Den Park gibt es immer noch. So wie der heutigen, vornehmlich aus Russland, der Ukraine und Kasachstan stammenden Kundschaft nach wie vor eine Vielzahl von Therapien, Gesundheitskuren und Wellnessbehandlungen im Sanatorium angeboten wird. Doch

das Gelände ist von Hecken, Sträuchern und Unkraut überwuchert. Leidlich geschmückt wird es von gipsernen Frauenskulpturen, an denen rostrote Schlieren herunterlaufen und die auf brüchigen Betonsockeln nur mühsam das Gleichgewicht halten. Auch das Interieur des Hotels weckt kaum Vertrauen. Offiziell heißt es, das Aurora sei seit seiner Eröffnung mindestens einmal gründlich renoviert worden. Dem widersprechen jedoch die Bilder, Farben und Gerüche, die einen beim Betreten der Lobby erwarten. Das Personal an der Rezeption kauert hinter gläsernen Schiebefenstern und verzieht keine Miene. Hinter einem einsam am Treppenaufgang abgestellten Kunstledersofa verkümmert ein noch einsamerer Gummibaum. Der Geldautomat gleich daneben ist derzeit außer Betrieb, die Tür zum hoteleigenen Spielcasino abgesperrt. Etliche Fenster sind vergittert. Auch die mit breiten Klebestreifen am Boden befestigten Teppiche, die Gardinen und Lüster atmen die Geschichte von gestern. Vervollständigt wird der düstere Eindruck durch die Kommentare jener Gäste, die sich öffentlich über das Aurora ausgelassen haben. Hundertsechundvierzig spartanisch eingerichtete Zimmer ohne Klimaanlage oder Ventilator, schwieriger Umgang mit Kreditkarten, bescheidene Qualität des Essens, unfreundlicher Service, ein selbst im Hochsommer geschlossener Pool, Beschriftungen ausschließlich in russischer Sprache – die Aufzählung der Beanstandungen ist umfassend und bestätigt die Vermutung, dass die Sowjetunion zwar längst zerfallen ist, aber auch diesen Ort weit

über ihren Untergang hinaus weiterhin prägt. Dabei handelt es sich bei den Eigentümern der Immobilie gar nicht um Russen, wie man vermuten könnte. Vielmehr untersteht die siebenundvierzig Hektar große Anlage mitsamt Hotel, Grünanlagen, Strand und verschiedenen Dependancen der Gesundheitsabteilung des kirgisischen Staatsministeriums. Es sieht nicht so aus, als plane diese Behörde, ihr einstiges Vorzeige-Etablissement demnächst neu zu erfinden.

Kirgistan, 2015